



gen und bin willkommen. Und doch bin ich zu Gast dort, nicht vom Krankenhausträger angestellt, sondern ich vertrete mit meiner bischöflichen Beauftragung die katholische Kirche im Bistum Essen, bin sozusagen „Kirche im Krankenhaus“ - so stelle ich mich übrigens gerne bei Patienten vor, die mit dem Begriff „Seelsorgerin“ nichts anfangen können. Dieser „Gaststatus“ ist wichtig, weil er meine Neutralität gegenüber dem Krankenhausträger sicherstellt - und auch meine Verschwiegenheit. Damit kann ich dann auch für die Mitarbeiter des Krankenhauses da sein.

Vieles in meiner Arbeit ist zur Routine geworden, obwohl es eigentlich keine Routine gibt. Das Krankenhaus ist ein ganz eigenes System, mit eigenen Strukturen und eigenem Rhythmus. Ich versuche täglich neu mich dem anzupassen und mir Nischen zu suchen, obwohl das heißt, dass ich mir ganz oft gar keinen Tagesplan machen kann.

Gestern Morgen habe ich als erstes eine Patientin auf der Palliativstation besucht. Wie war denn wohl die vergangene Nacht? Uns bleibt nicht wirklich viel Zeit zu sprechen, denn ein Therapeut kommt zur Behandlung und das ist natürlich auch wichtig. Auf dem Flur begegne ich einer Schwester, die mir lieb und wert ist, wir können gut zusammenarbeiten, unsere Eindrücke austauschen und uns gegenseitig unterstützen. Wir haben schon viel mit gemeinsamen Patienten erlebt und mitgemacht, wir haben schon miteinander gelacht und geweint. Auch persönlich verstehen wir uns gut. Solche Kontakte sind in diesem großen Haus Gold wert und für mich sehr selten.

Zurück in meinem Dienstzimmer habe ich eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, ein Sohn aus dem Hessenland bittet um die Begleitung seines sterbenden Vaters. Ich rufe zurück, höre dem Sohn und seiner Frau zu, die beide sehr bedrückt und hilf-

los sind. Sie haben sich bereits Urlaub genommen. Natürlich sage ich zu, den Vater aufzusuchen und eine Weile bei ihm zu bleiben. Aber ich erspare Sohn und Schwiegertochter auch nicht die Frage, wann sie sich denn auf den Weg machen, um vielleicht ein letztes Mal beim Vater zu sein. Also, wie ich denn darauf kommen würde: Das ist undenkbar. Sie bleiben zu Hause und warten auf die Todesnachricht vom Krankenhaus. Zur Beerdigung würde dann die ganze Familie kommen. Es ist eine Riesenseinensatzung, die ich führe, weil ich der festen Überzeugung bin, dass sie einen besseren Dienst ihrem Vater und auch sich selbst nicht tun können. Es kostet mich viel Kraft, aber wie gesagt: Ich konnte es ihnen nicht ersparen. Wie so oft muss ich feststellen, dass der Tod bei vielen Menschen keinen Platz im Leben hat. Die Pflegenden auf der Intensivstation sind froh, als ich komme, ich merke ihre Erleichterung, denn sie sehen den einsam